

Volker Dieringer

**„Ich kann Niemandem mehr vertrauen“.
Konzepte von Vertrauen und ihre Relevanz für die
Pädagogik bei Verhaltensstörungen.**

Eine Rezension

Müller, Thomas (2017): *„Ich kann Niemandem mehr vertrauen.“* Konzepte von Vertrauen und ihre Relevanz für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.

Es ist wohl nicht übertrieben, wenn man konstatiert, dass die deutschsprachige Erziehungswissenschaft in den vergangenen rund zwei Jahrzehnten Vertrauen als Thema wiederentdeckt hat, nachdem es zuvor im Zuge des Wandels des fachlichen Selbstverständnisses von einer geisteswissenschaftlich zu einer sozialwissenschaftlich ausgerichteten Disziplin weithin in Vergessenheit geraten war. Das hier zu besprechende Buch von Thomas Müller bereichert die erziehungswissenschaftliche Fachdiskussion nun um eine weitere Facette, indem es Vertrauen aus der Perspektive der Sonderpädagogik beleuchtet. Leitend ist dabei eine doppelte Fragestellung: In theoretischer Hinsicht wird danach gefragt, welche *„Konzepte von Vertrauen“* sich *„als relevant für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen“* erweisen (S. 16). In empirischer Hinsicht lautet die Frage, wie sich die *„die Relevanz von Vertrauen für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen exemplarisch an der Eigenwahrnehmung der Vertrauenspraxis verhaltensauffälliger Kinder und Jugendlicher“* aufzeigen lässt (ebd.).

Der Aufbau der insgesamt elf Kapitel umfassenden Untersuchung ist konsequent auf die Beantwortung der beiden soeben genannten Leitfragen ausgerichtet. Die Kapitel 1 bis 4 haben einleitenden Charakter. Zunächst werden einige Vorschläge zur Konzeptualisierung von Vertrauen aus der Philosophie, der Soziologie und der Psychologie vorgestellt. In diesen Disziplinen sieht Müller die Referenzwissenschaften,

die es zu konsultieren gilt, wenn man in der Pädagogik systematisch über Vertrauen nachdenken möchte (S. 19). Nach Reminiszenzen an einige Klassiker der pädagogischen Vertrauensliteratur von Rousseau bis Buber wird sodann der Stand der erziehungswissenschaftlichen Vertrauensforschung erhoben, wie er sich gegenwärtig im deutschen Sprachraum darstellt. Müller unterscheidet diesbezüglich zwischen drei verschiedenen Forschungsbereichen: Im ersten geht es um Vertrauen in Institutionen der Bildung (S. 73ff), im zweiten um das in der je subjektiven Weltanschauung einer Person verwurzelte Selbst- und Weltvertrauen als Bezugspunkt individueller Bildungsprozesse (S. 75-78) und im dritten um interpersonales Vertrauen in professionellen pädagogischen Kontexten wie z.B. der Lehrer-Schüler-Interaktion oder den Hilfs- und Beratungsangeboten der Sozialen Arbeit (S. 78-86). Die Prolegomena beschließt ein Exkurs, der sich einer häufig vernachlässigten Problematik zuwendet: Vertrauen ist, wie Müller zu Recht feststellt, nicht „*per se etwas Gutes*“, und Nicht-Vertrauen bzw. Misstrauen ist nicht „*per se etwas Negatives*“ (S. 119). Es sind auch Szenarien denkbar, in denen das Werben um Vertrauen aus Sicht des potenziellen Vertrauensgebers oder das Schenken von Vertrauen aus Sicht des Vertrauensempfängers unerwünscht sind, wodurch die Kooperation zwischen den Interaktionspartnern mehr behindert als befördert wird (S. 119f.).

In den Kapiteln 5 bis 8 wird die erste Leitfrage einer Antwort zugeführt. Das fünfte und das sechste Kapitel bilden zusammen das Herzstück der Untersuchung. Im fünften Kapitel diskutiert Müller den Begriff des Grundvertrauens, wobei die Auseinandersetzung mit Erik Eriksons Konzeption des Ur-Vertrauens breiten Raum einnimmt. Hier gelingt ihm eine schöne Pointe, wenn er unter Verweis auf Eriksons eigene Wortwahl anmerkt, dass das für die Persönlichkeitsentwicklung insgesamt basale Gefühl, sich sowohl auf andere als auch auf sich selbst verlassen zu können, treffender als ein „*Ur-Verlassen*“ zu bezeichnen wäre (S. 138). Im sechsten Kapitel argumentiert er im Anschluss an Martin Hartmann dafür, dass Vertrauen begrifflich als eine „*praktische Einstellung*“ (S. 161) gegenüber anderen Personen bestimmt werden sollte, die auf Wechselseitigkeit angelegt ist und deshalb der Einbettung in eine sie stützende soziale Praxis bedarf. Zugleich argumentiert er im Anschluss an Annette Baier für einen moralischen Begriff des Vertrauens: Wenn wir einer anderen Person vertrauen, dann vertrauen wir ihr ein für uns wichtiges Gut an und richten dabei zugleich die moralische

Forderung an sie, sie solle mit dem ihr anvertrauten Gut in unserem Interesse umgehen und dürfe es auf keinen Fall beschädigen oder gar zerstören (S. 167ff.). Damit sind die Konturen des Begriffs des (persönlichen) Vertrauens umrissen, der anschließend weiter profiliert wird: Das siebte Kapitel ist soziologisch ausgerichtet und widmet sich dem Wandel von Vertrauensbeziehungen in modernen Gesellschaften. Hier schließt sich Müller Anthony Giddens' Diagnose an, dass moderne Gesellschaften durch einen Rückgang an „*gesichtsabhängigen Bindungen*“ und einen Zuwachs an „*gesichtsunabhängigen Bindungen*“ charakterisiert seien, was zur Folge habe, dass Vertrauen in Institutionen oder abstrakte Fähigkeiten im Hinblick auf den sozialen Zusammenhalt einen höheren Stellenwert erhalte als das Vertrauen in Einzelpersonen (S. 207). Das achte Kapitel befasst sich mit dem Zusammenhang von Vertrauen und Vertrautheit. „*Vertrauen und Misstrauen*“, so Müller, fungierten „*wie eine Membran zwischen Vertrautem und Fremden, zwischen Ordnung und Außer-Ordentlichem*“ (S. 216). Vertrauen sei dabei „*Ausdruck des Wagnisses, die Ordnung zu überschreiten, [...] um dem Fremdartigen Einlass zu gewähren*“ (ebd.).

Die Beantwortung der zweiten Leitfrage erfolgt in den Kapiteln 9 und 10. Das neunte Kapitel präsentiert methodologische Reflexionen zur Messbarkeit von Vertrauen mit den Mitteln der empirischen Sozialforschung. Im zehnten Kapitel wird das Forschungsprojekt vorgestellt, das im empirischen Teil der Untersuchung durchgeführt wurde. Hierbei handelt es sich um eine Stichprobenziehung mittels eines Fragebogens unter 290 Kindern und Jugendlichen, die eine Schule für Erziehungshilfe mit dem Förderschwerpunkt emotional-soziale Entwicklung besuchen (S. 292). Nach Einschätzung Müllers stützen die Ergebnisse der Erhebung mehrere Hypothesen. Eine davon lautet, dass die Befragten mit Vertrauen positive Gefühle verbänden, wenn es ihnen von anderen entgegengebracht wird, und negative Gefühle, wenn sie es anderen erweisen sollen (ebd.). Dazu passt eine weitere Hypothese, die besagt, dass die Befragten es im Allgemeinen für wichtiger hielten, sich auf andere verlassen zu können als ihnen vertrauen zu können (S. 293). Das abschließende elfte Kapitel fasst die Ergebnisse der Untersuchung in knapper Form zusammen.

Das vorliegende Buch ist keineswegs nur für Sonderpädagogen eine lohnende Lektüre. Indem Müller seinen eigenen Theorieentwurf im Kontext der Debatten verortet, die gegenwärtig in der Psychologie und der Soziologie, aber auch in der Philosophie über

Vertrauen geführt werden, richtet er den Blick weit über den Tellerrand seines eigenen Faches hinaus. Außerdem legt er eine systematische Analyse des Vertrauensbegriffs vor und leistet damit eine Grundlagenarbeit, die nicht nur für die erziehungswissenschaftliche Vertrauensforschung unentbehrlich ist, sondern auch für die genannten Nachbardisziplinen von Interesse sein dürfte.

Für die Supervision scheinen mir vor allem Müllers Überlegungen zu einem „professionelle[n] Ethos des Vertrauens“ (S. 160) relevant zu sein. Nach Müller müssen professionelle Akteure nicht die gleichen Motive verfolgen wie ihre Klienten, um ihnen gegenüber als vertrauenswürdig gelten zu können (ebd.). Ihre Vertrauenswürdigkeit zeige sich vielmehr dann, wenn sie in ihrem Handeln die Interessen ihrer Klienten ernst nähmen und wenn sie selbst ein Interesse daran hätten, so zu handeln (ebd.). Aber auch die weiter oben bereits angesprochene Problematik des unerwünschten Werbens um Vertrauen scheint mir im Hinblick auf die Supervision bedenkenswert zu sein. Wenn der Supervisand die mit Vertrauen einhergehende Verletzbarkeit des Vertrauensgebers durch den Vertrauensempfänger nicht akzeptieren möchte, sollte der Supervisor dies respektieren und es unterlassen, das Vertrauen des Supervisanden zu erbitten oder gar einzufordern. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, dass die Frage, wann man mit guten Gründen jemandem vertrauen kann und wann man besser misstrauisch sein sollte, im Rahmen einer Supervision selbst zum Thema gemacht werden kann.